ALENA SCHRÖDER

Junge Frau, am Fenster stehend, Abendlicht, blaues Kleid

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autorinnen und Autoren und ihre Bücher
finden Sie unter www.dtv.de

Originalausgabe 2021
© 2021 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2021 Alena Schröder
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
nach einer Vorlage von LVD GmbH, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28273-4

2.

Warnemünde 1922

Ein Septembernachmittag von brutaler Schönheit, der Himmel blau, das Meer ölig wogend und die Möwen ein höhnischer Chor.

»Ablandiger Wind«, dachte Senta. »Geschieht mir recht.«

Gerade hatte sie sich zum zweiten Mal in eine kleine Sandkuhle im Schatten ihres Strandkorbes erbrochen, und solange der Wind nicht drehte, würde ihr bis auf Weiteres statt salzig-algiger Meeresluft der säuerliche Geruch ihres Elends in die Nase steigen.

Ulrich hatte es natürlich einfach nur gut mit ihr gemeint, als er für sie an der Strandpromenade von Warnemünde eines dieser grauenhaften Korbmöbel gemietet hatte, in denen kein Mensch bequem sitzen konnte. Sie hatte matt protestiert, aber er hatte das auf seine ritterliche Art abgetan, so als habe sie nicht etwa einen Wunsch geäußert, sondern nur bescheiden sein großzügiges Angebot ablehnen wollen. Eine Dame, dazu eine schwangere, noch dazu seine Verlobte, hatte nicht auf dem Boden zu sitzen oder gar zu liegen, sondern sich aufrecht zu halten, das bauchkaschierende Spätsommerkleid ordentlich um sich zu drapieren und die gute Seeluft zu genießen. Im Strandkorb. So

ein guter Mann war er nämlich, umsichtig und edelmütig. Ein ganz großer Fang.

Was für ein Glück sie hatte, dachte Senta matt.

Und wie unglücklich sie war.

Einfach liegen, das wäre das Schönste. Weit weg vom Strandkorb und viel näher am Wasser, ohne Decke, flach auf dem Bauch. Ein Ohr in den Wind und eins auf den warmen Sand gedrückt, dem Rieseln der Körner lauschen, die Zehen eingraben bis zu dem Punkt, an dem die Sonne den Sand nicht mehr wärmte. So wie früher mit Lotte. Als es noch keinen Tag und erst recht keinen Strandausflug ohne ihre beste Freundin gegeben hatte. Als ihre Leben und ihre Gedanken noch so verwoben waren, dass sie sich keinen Tag ohne einander vorstellen konnten. In der unbefestigten Straße ihrer Kindheit am Rand von Rostock, nicht weit von den Werften, da, wo die Klinkermietskasernen aufhörten und die geduckten Vorstadthäuser anfingen, waren sie die beiden Kinder ohne Väter gewesen, Sentas Vater war an der Grippe gestorben, Lottes beim Fischen ertrunken. Und sie waren die beiden einzigen Mädchen mit schwarzen Haaren gewesen, die beiden »Schwatten« in einer Kindermeute aus nordisch-blonden Wollköpfen.

»Das war doch derselbe Zigeuner bei euch!«, hatte der alte Strihlow ihnen einmal hinterhergebrüllt, als er sie dabei erwischt hatte, wie sie in seinem Garten Johannisbeeren klauten. Und mehr noch als Wut oder Scham empfanden sie nach diesem Ausbruch eine kribbelnde Freude bei der Vorstellung, der alte Strihlow könnte recht haben und sie wären tatsächlich Schwestern.

Und nun hatte Lotte am Morgen den Zug nach Berlin genommen. Allein. Hatte eine kleine Reisetasche, ihren Schreibmaschinenkoffer und ihr Erspartes dabei und im

Kopf die Adresse einer älteren Dame, die irgendwo in der Nähe des Halleschen Tors ein Zimmer vermietete.

Als Erstes würde sie sich die Haare kurz schneiden lassen, hatte sie Senta zum Abschied gesagt. Und versprochen, ganz oft zu schreiben. Und spätestens zur Hochzeit in ein paar Wochen würde sie wieder da sein, falls sie bis dahin genug Geld für die Zugfahrkarte verdient hatte.

Senta war nicht mit zum Bahnhof gekommen, zu elend fühlte sie sich und zu furchtbar war ihr die Vorstellung, Lotte in dem Zug davonfahren zu sehen, in dem sie eigentlich mit ihr zusammen hatte sitzen wollen. Stattdessen hatte Ulrich sie in seinem offenen Adler mit nach Warnemünde genommen, wo er sich mit einem alten Jagdflieger-Kameraden am Strand treffen wollte. Die Fahrt und die frische Luft würden ihr guttun, hatte er gesagt, und vor allem seinem Sohn. Denn dass das Kind in Sentas Bauch ein Sohn werden würde, daran bestand für ihn kein Zweifel. Einer wie er, ein Fliegerass und Kriegsheld, Träger des Eisernen Kreuzes und Mitglied im Orden Pour le Mérite, ein Patriot und Abkomme eines stolzen preußischen Junkergeschlechts, einer wie er zeugte Söhne. Und dass Senta nun schon seit Wochen speiübel war, sei ein eindeutiges Zeichen dafür, dass in ihrem achtzehnjährigen Körper ein kräftiger Knabe heranwachse. So hatte seine Schwester es ihm erklärt, und die musste es wissen.

Schon die Fahrt über die holprige Straße in Richtung Küste war für Senta eine Tortur gewesen. Das Geschaukel und der eigentümliche Benzingeruch, den sie immer so geliebt hatte, verschlimmerten jetzt ihre Übelkeit, sie mussten zweimal anhalten, damit sich ihr Magen beruhigen konnte. Ulrich, der sonst so sicher fuhr, schien nervös und aufgekratzt und krachte die Gänge ins Getriebe, als wolle er den

Motor für die angespannte Stimmung bestrafen, die zwischen ihnen herrschte. Dabei waren diese Autofahrten vor Kurzem noch ihr größtes gemeinsames Vergnügen gewesen. Senta hatte die Geschwindigkeit genossen, den Fahrtwind, die lang ausgefahrenen Kurven, den Blick auf den blonden, selbstsicheren Mann an ihrer Seite. »Hättest mich mal fliegen sehen sollen, Kleene!«, hatte er zu ihr gesagt, wenn er ihren Blick bemerkte.

Und das hatte ihr gefallen.

Kleene.

Wo sie doch noch nie klein gewesen war, sondern immer die Große. Die älteste von fünf Schwestern, immer einen Kopf größer als ihre Schulkameraden, das »lange Elend« mit den hohen Wangenknochen, die »schwatte Köhler«.

Nichts an Senta war klein und puppig oder besonders mädchenhaft und sie hatte sich angewöhnt, sich immer ein bisschen krumm zu machen, die Schultern hängen zu lassen und den Kopf einzuziehen, damit es nicht so auffiel. »Halt dich gerade!« war ein Satz, den ihre Mutter ihr täglich zum Abschied hinterherrief. Manchmal gelang es ihr auch. Dann, wenn sie sich das Leben ausmalte, das sie einmal führen wollte. Wenn sie mit der Schule fertig sein und mit Lotte nach Berlin gehen würde. Um Geld zu verdienen, nicht mehr heimlich hinterm Hühnerstall rauchen zu müssen, damit ihre jüngeren Schwestern sie nicht dabei sahen. Nein, in der großen Stadt würden sie mit ausladender Gestik rauchen, und jeder sollte es sehen. Sie stellte sich vor, wie Lotte und sie mit kurzen schwarzen Haaren und einem dieser Hosenanzüge, die sie in der Zeitung gesehen hatte, in Cafés und Salons sitzen würden. Sie würden Shimmy tanzen lernen und all die Dinge tun, über die man in Rostock die Nase rümpfte. In Berlin wären sie nicht mehr

»die Schwatten«, sondern zwei junge Frauen mit geheimnisvoll düsterer Aura, sie würden sich über Kunst und Politik unterhalten und an sonnigen Tagen auf dem Kurfürstendamm flanieren oder ein Pferderennen besuchen. Eine Weile würden sie als Bürofräulein arbeiten, ihre Mütter hatten lange gespart, um ihnen je eine Schreibmaschine zu kaufen, auf denen sie sich selbst das Tippen beigebracht hatten. Aber irgendwann würden sie Schriftstellerinnen sein. Oder Schauspielerinnen. Oder beides. Und während sich Senta in ihr zukünftiges Ich träumte, streckte sich ihr Körper, hob sich ihr Kinn und manchmal nahm sie, ohne es zu merken, einen Zug aus einer imaginären Zigarette, den Arm genau im richtigen Winkel, die Finger leicht gespreizt, den Blick theatralisch in die Ferne gerichtet. Wie auf einer Fotografie.

Ungefähr so musste es gewesen sein, als Ulrich Senta das erste Mal sah, in einem Moment der Selbstvergessenheit nach zwei oder drei Eierlikör, auf der Silvesterfeier im Marinefestsaal. Zwei Schulkameraden mit familiären Verbindungen zur Marine hatten Senta und Lotte mitgenommen, und ihre Mütter hatten nur schwach protestiert, mehr aus Prinzip als aus Überzeugung, denn es war ja nun Silvester und warum sollten sich zwei Mädchen nicht amüsieren, zumal in guter Gesellschaft. Sie hatten sich rausgeputzt, sich gegenseitig die Haare hochgesteckt und zu viel Rouge aufgetragen, hatten ihre beiden Begleiter schnell abgeschüttelt, die sich ohnehin lieber betrinken wollten, und lauschten nun der Kapelle, die Schlager spielte und von der es hieß, sie spiele auch Jazz, später vielleicht.

Eine ganze Weile schon hatten sie die dürftigen Balzversuche eines betrunkenen Jungen in Matrosenuniform ignoriert, als Ulrich auf sie zumarschierte, auf diese etwas ge-

stelzte, soldatische Männerart, Brust breit, Kinn oben, und fragte, »ob die Damen belästigt« würden. Er wartete die Antwort gar nicht ab, sondern schob den Kerl einfach beiseite, der Lotte und Senta mit erfundenen Abenteuergeschichten aus dem Krieg gelangweilt hatte, für den er noch viel zu jung war. Ulrich dagegen, das war schnell klar, kannte den Krieg. Und nicht nur das. Er war einer seiner Helden, einer von denen, deren Dienst am Vaterland heller strahlte, als die Niederlage schmerzen konnte. Schnell schob sich die Gruppe aus jungen Männern und Frauen, die sich schon zuvor um ihn geschart hatte, hinter ihm her durch den Raum, nahm Senta und Lotte mit auf in ihren Kreis und forderte Ulrich lautstark auf, doch bitte noch mal zu erzählen, wie es denn nun gewesen sei, damals bei der Fliegertruppe, beim Richthofen-Geschwader, bei den großen Luftkämpfen über Flandern. Nur einmal winkte er kurz bescheiden ab, er wolle »die Damen nicht langweilen«, heiteres Gelächter, zu komisch, wen könnte es langweilen, wenn ein Fliegerheld, ein Kampfgefährte des »roten Teufels« Richthofen, von seinen Luftsiegen berichtete, von seinen mehr als dreißig Abschüssen und wie er noch als einer der Letzten aus der Hand des Kaisers den »Pulämmeritt« bekommen habe.

Und so erzählte Ulrich vom Fliegen, vom eisigen Wind im Gesicht, vom Trudeln und Abfangen der Maschine, von der Anspannung, wenn im Luftkampf das knarzende Rattern des gegnerischen MG-Feuers hinter einem erklang, und von der Euphorie des Abschusses, wenn man den elenden Engländer oder Franzosen endlich vor der Flinte hatte, eine Hand am Steuerknüppel, die andere am Maschinengewehr seiner Fokker, das Dröhnen des Motors, wenn die gegnerische Maschine abschmierte, Feuer fing, unter ihm im Nichts

verschwand, die Erleichterung, wenn er als Staffelführer alle seine Männer wieder heil auf den Boden gebracht hatte. »Ein Hoch auf unsere tapferen deutschen Soldaten«, rief einer der Zuhörer, und alle erhoben ihr Glas.

Lotte rollte ein paarmal dezent mit den Augen und versuchte Senta wegzuziehen, sie hatte keine Lust auf Soldatengeschichten. Doch Senta ignorierte sie, hatte sich berauscht am Likör und an Ulrichs kitschigen Fliegergeschichten vom Sonnenuntergang über den Wolken und den Sternen und den Lichtern der Städte beim nächtlichen Überflug, und dann tanzten sie und Senta genoss die Blicke der anderen Mädchen. Wieso die? Wieso durfte gerade die mit dem Fliegerhelden tanzen? Senta hatte sich gerade gemacht, wie ihre Mutter es ihr eingetrichtert hatte, hatte die Schultern nach hinten gedrückt und den Kopf gehoben, während sie sich von Ulrich etwas steif übers Parkett schieben ließ.

Erst als kurz vor Mitternacht alle vor die Tür gingen, um das Feuerwerk anzuschauen, bemerkte Senta, dass Lotte verschwunden war. Und im Rückblick schämte sie sich, wie egal ihr das gewesen war. Sie stand schließlich neben dem begehrtesten Mann des Abends, sie, die »schwatte Köhler«, und er legte den Arm um sie und begrüßte mit ihr das Jahr 1922 und bot dann an, sie im Auto nach Hause zu fahren.

»Können wir doch öfter machen, Kleene«, sagte er zum Abschied, und sie sagte »Gern«, und so war es dann gekommen.

Ulrich holte sie dann häufiger mit seinem Adler ab, grün, mit roten Ledersitzen, todschick und immer auf Hochglanz poliert, er war nach dem Krieg bei einem Rostocker Autohändler mit eingestiegen, denn klar, als Flieger kam nur

die Marke Adler infrage und als Kaufmann musste man sich identifizieren mit seiner Ware.

Sie unternahmen lange Autofahrten ans Meer und küssten sich in den Dünen, und Senta vergaß Berlin und Lotte und ihren Plan und fand Gefallen an der Vorstellung, für jemanden wie Ulrich die »Kleene« zu sein. Zuerst fragte Lotte noch nach, wenn sie sich trafen, wie es denn so laufe mit dem »Fliegerhelden«, aber Senta missfiel ihr spöttischer Unterton und sie warf Lotte vor, sie sei ja nur neidisch, und danach ging Lotte ihr aus dem Weg. Das war ihr ganz recht, Senta hatte keine Lust auf Erklärungen und ein schlechtes Gewissen, sie wollte es genießen, wie alle große Augen machten, jedes Mal, wenn Ulrich mit seinem Auto vor ihrem Haus hielt und die Nachbarsfrauen die Köpfe zusammensteckten und sich bestimmt fragten, was der Herr Fliegerleutnant denn wohl an dem langen dürren Elend fand.

Und sie machten wieder einen Ausflug ans Meer, an einem der ersten wirklich warmen Frühlingstage, und sie fragte ihn, warum er sich ausgerechnet für die Fliegerei gemeldet habe, damals im Krieg. Da veränderte sich Ulrichs Blick, er räusperte sich ein paarmal, so als klammerten sich die Worte in seiner Brust fest und wollten nicht ins Freie. Aber dann erzählte er doch, von seinen ersten Monaten an der Front. Wie sie ihn erst nicht gewollt hatten beim Heer, weil er mit sechzehn eigentlich noch zu jung war, um fürs Vaterland zu kämpfen. Wie sein Vater interveniert hatte an oberster Stelle, damit sie ihn doch nahmen. Wie er als Feldartillerist im Schlamm gelegen hatte, durchnässt und die Füße offen und entzündet vom Marschieren. Wie überall die Ratten an den Toten genagt hatten, die unbegraben im Feld lagen, und wie er nachts beim

Wacheschieben einmal einen verwilderten Hund beobachtet hatte, der einen Arm im Maul trug, da steckte noch ein Siegelring am Finger. Und wie er so bei sich dachte, hoffentlich verschluckt der sich nicht an dem Ring, der arme Hund. Und wie um ihn herum die jungen Männer im MG-Feuer nach ihren Müttern schrien und ungläubig auf ihre aufgeplatzten Bäuche schauten und ihre Gedärme festhielten und wie er nichts anderes wollte als endlich weg aus dem ganzen Dreck und der Nässe und dem Gemetzel, am besten nach oben, in die Luft, so weit weg von dem ganzen schlammigen, blutigen, stinkenden Chaos wie nur möglich.

Und dann bot sich die Gelegenheit: Ein wohlmeinender Offizier, der seinen Vater kannte, empfahl ihn zur Fliegertruppe, und so sei er schließlich zum hochdekorierten Fliegerhelden geworden, dabei fühle er sich wie ein Feigling.

»Die, die unten im Dreck verrecken, das sind Helden, Kleene. Ich flieg da einfach drüber, und wenn es mich erwischt hätte, dann wär es schnell vorbei gewesen, und sie hätten mich mit militärischen Ehren begraben und nicht einfach nur irgendwo verscharrt.« Und dann war ihm die Stimme gebrochen, und er hatte ein Schluchzen durch die Kehle gewürgt, und Senta hatte sich ihm in die Arme geworfen und ihn festgehalten. Oh, wie sie sich im Nachhinein verachtete für diesen Impuls, für die klebrige, falsche Rührung, die sie ergriffen hatte, weil dieser scheinbar so starke Mann sich ihr geöffnet und Männertränen an ihrem Hals geweint hatte, von ihr getröstet werden wollte und schließlich seine Hände mit Bestimmtheit unter ihr Sommerkleid schob. Sie waren in den Dünensand gefallen, hatten umständlich an ihrer Kleidung herumgezogen, alles wurde warm und weich und dann eng, heiß und drängend, Senta fixierte die Halme des Strandhafers über sich, um

nicht in Ulrichs verheultes, angestrengtes Gesicht schauen zu müssen, und fragte sich, ob es das nun also sei, diese Sache, um die alle so ein Aufhebens machten und die sich wenig überwältigend anfühlte, dafür, dass sie so ungeheuerlich und verboten war.

Als sie an diesem Abend die Haustür öffnete, bekam Senta von ihrer Mutter die allererste Ohrfeige ihres Lebens. Die schepperte so, dass kleine Ostseesandkörner aus ihrem zerzausten Haarknoten auf den Dielenboden rieselten, und Senta fragte sich, warum ihre Mutter ihr Gesicht lesen konnte wie ein schriftliches Geständnis.

Als Sentas Regel nicht kam und ihr langsam schwante, was das bedeutete, heulte sie zusammen mit Lotte hinterm Komposthaufen. Dumm, dumm, dumm war sie gewesen, und jetzt war es zu spät. Lotte hatte von Tränken gehört, die man sich brauen konnte, damit das Kind wegging, Rizinusöl, Scheuerpulver und Minze, aber in der richtigen Mischung, das war wichtig, sonst vergiftete man sich. Sie wusste auch von einer Engelmacherin, aber die verlangte viel Geld und am Ende verblutete man noch. Das war es nicht wert. Sie würde es Ulrich sagen müssen und wer weiß, vielleicht heiratete er sie ja. Nur aus Berlin, da würde eben nichts draus. Nach Berlin würde Lotte dann wohl allein gehen.

Als Senta Ulrich sagte, dass sie schwanger sei, drehte er sich wortlos um und ging. Er ließ sie stehen, mitten auf dem Doberaner Platz, über den sie zusammen spaziert waren, und das hatte sie nicht weiter überrascht. Sie würde eben doch nicht seine »Kleene« sein, und obwohl ein größeres Maß an Verzweiflung angemessen gewesen wäre, empfand sie nicht viel. Sie fühlte auch keine Erleichterung, als drei Tage später der grüne Adler mit den roten Leder-

sitzen vor ihrer Tür hielt und Ulrich ausstieg, ganz seriös, im Anzug, um Sentas Mutter seine Aufwartung zu machen und um Sentas Hand zu bitten.

»Na, wenn meine Tochter das will,« sagte Sentas Mutter. Ulrich antwortete: »Sie will!«, und Senta nickte stumm. Natürlich wollte sie, sie hatte ja kaum eine Wahl, jetzt, mit dem Kind in ihrem Bauch, von dem sie ihrer Mutter gar nicht hatte zu erzählen brauchen. Die hatte den Braten ohnehin gerochen und es unbewegt hingenommen. Sie hatte fünf Töchter allein großgezogen, mit ihrer schmalen Witwenrente, diversen Aushilfsarbeiten, und hatte mit einem Talent für Börsenspekulation noch alle einigermaßen satt durch die Jahre der Inflation bekommen, da käme es zur Not auf ein vaterloses Kind mehr oder weniger auch nicht an.

»Mein armes, dummes Mädchen«, nannte sie Senta abends beim Gute-Nacht-Sagen und streichelte dabei ihre Wange. »Biste denn wenigstens richtig verliebt?«

Aber das wusste Senta schon nicht mehr so genau. Sie war verliebt in Ulrichs Blick auf sie. Dass er sie gesehen hatte, so wie ein Teil von ihr sein wollte und sie doch eigentlich gar nicht war. Dass er in ihr kurz das Gefühl geweckt hatte, sie könne sich entscheiden zwischen zwei Leben. Einem mit Lotte in Berlin, frei und nur für sich selbst verantwortlich. Und einem Leben, in dem sie nur die Beifahrerin sein musste, weil sich um all die komplizierten und schwierigen Dinge der Mann an ihrer Seite kümmern würde. Jetzt hatte sie keine Wahl mehr und, schlimmer noch, sie würde ihm dankbar sein müssen. Für immer. Er hätte es besser treffen können, stattdessen verhielt er sich anständig und mannhaft, er übernahm die Verantwortung für sein Handeln, fügte sich in sein Schicksal. Was für ein

Glück sie hatte. Mehr als sie verdiente. Und alle konnten es sehen. Sie, die »schwatte Köhler«, hatte sich einen Kriegshelden geangelt. Einen, der noch alle Gliedmaßen besaß und keine schlimmen Kriegswunden davongetragen hatte und der sie hier dekorativ in einen Strandkorb platziert hatte, sodass sie die freie Sicht auf ihn und seinen Kameraden genießen konnte. Zwei Männer, die vorn am Wasser Steine nach den Möwen warfen und herumalberten wie zwei Kinder.

Endlich drehte der Wind und kam von vorn. Senta schloss die Augen, schmeckte das milde Salz der Ostsee und dachte an Lotte, deren Zug längst in Berlin eingefahren sein musste. Lotte, die bald im Gewimmel der großen Stadt verschwinden und sich auflösen würde in dieser geheimnisvollen neuen Welt. Die sich in die Arbeit stürzen konnte und sicher nicht zu ihrer Hochzeit kommen würde, die schon in drei Wochen stattfinden sollte, schnell, bevor ihr Bauch nicht mehr zu kaschieren wäre. Lotte würde sie bald vergessen haben, und sie würden zwei unterschiedliche Leben leben, und niemand würde verstehen, wie sehr Senta Lotte um ihres beneidete.

Das Kind in ihrem Bauch fühlte sich an wie ein kleiner Goldfisch, der rechts und links an sein Glas stupste. Senta zog die Seeluft tief in ihre Lungen und kämpfte gegen eine weitere Welle aus Übelkeit und Trauer.

»Was machst du für ein Gesicht, Kleene?«, hörte sie Ulrich fragen, der fröhlich und außer Atem auf sie zugelaufen kam, barfuß, die Hose bis zu den Knien hochgekrempelt. »Es ist wegen dem Kleid, oder? Machst dir Sorgen um dein Hochzeitskleid, was? Wird schon alles rechtzeitig fertig, zerbrich dir nicht deinen kleinen Kopf. Und jetzt komm, wir fahren nach Hause.«

3.

Hannah hatte den Brief noch im Fahrstuhl aus dem aufgerissenen Umschlag genommen und war versehentlich bis runter in die Tiefgarage des Seniorenpalais' gefahren. Erst der scharfe Geruch nach Gummi und Benzin, der durch die geöffnete Fahrstuhltür drang, ließ sie von dem Brief aufsehen, den sie eilig überflogen hatte und nun verständnislos anstarrte. Es war das Schreiben einer israelischen Anwaltskanzlei mit Sitz in Tel Aviv, das sich in gewähltem Englisch an Mrs. Evelyn Borowski richtete und in dem die Kanzlei ihre Dienste in einer Restitutionssache anbot. Sie seien bei Recherchen zu enteigneten jüdischen Kunsthändlern in Berlin auf den Kunsthandel Goldmann gestoßen, dessen Inhaber Itzig Goldmann 1942 von den Nationalsozialisten deportiert und ermordet worden sei. Sie, Dr. Evelyn Borowski, sei die einzige lebende Erbin des konfiszierten und nunmehr verschollenen Kunstvermögens. Sofern sie – Dr. Evelyn Borowksi – den beigefügten Vertrag unterschreibe und die Kanzlei damit offiziell mit der Abwicklung des Restitutionsverfahrens beauftrage, würde man mit den Recherchen fortfahren. Die Kanzlei arbeite auf eigenes finanzielles Risiko, eine Provision würde nur dann fällig, wenn ein Kunst-

werk tatsächlich gefunden und zurückgegeben werden könne.

With best regards,
Aaron Cohen.

Die Fahrstuhltür vor Hannah schloss sich, und sie drückte auf den Knopf, der sie ins Erdgeschoss befördern sollte. Kurz überlegte sie, mit dem Brief schnurstracks zurück zu ihrer Großmutter zu marschieren und sie zu fragen, ob das alles ein schlechter Witz sei. Jüdische Kunsthändler? Evelyn, Erbin von Naziraubkunst? Das alles konnte nur ein Scherz oder eine Verwechslung sein, andererseits: Hätte Evelyn den Brief dann nicht mit Sicherheit weggeworfen? Niemand nahm Evelyn auf den Arm, sie ließ sich nichts andrehen und für dumm verkaufen ließ sie sich erst recht nicht. Hannah war als Kind einmal mit ihrer Mutter und ihrer Großmutter in Marokko gewesen, eine Versöhnungsreise sollte es werden, Hannahs Mutter hatte sich ausbedungen, das Reiseziel auszusuchen, Evelyn hatte alles bezahlt. Und während Silvia und Hannah in den Souks von Marrakesch umlagert wurden von Händlern, die ihnen Tücher, Teppiche, Schmuck, Taschen und Gewürzmischungen andrehen wollten, schritt Evelyn vollkommen unbehelligt durch den engen Markt, mit der Aura einer Königin, die jedem persönlich den Kopf abbeißen würde, der es wagte, sie anzusprechen.

Wenn Evelyn diesen Brief aus Israel aufbewahrt und ihn Hannah nur widerwillig gezeigt hatte, dann, weil das, was darin stand, möglicherweise wahr war.

Im Bus Richtung Theodor-Heuss-Platz zog Hannah das Handy aus der Tasche, um nach Andreas zu sehen. Sie

öffnete WhatsApp und tippte auf sein Profilbild, das nur einen abfotografierten Buchstaben zeigte, ein großes, mit der Schreibmaschine getipptes A. Ein bisschen ärgerte es Hannah, dass Andreas Sonthausen, ihr Doktorvater, eine Literaturtheorie-Koryphäe und einer der bekanntesten Germanisten des Landes, ein so affiges WhatsApp-Profilbild gewählt hatte.

A wie Andreas. A wie Anfang, wie Alphatier, wie »An mir kommt keiner vorbei!«.

Vor allem aber hätte Hannah gern ein Foto von Andreas gehabt, das sie unverfänglich betrachten konnte, während sie im Bus auf ihr Handydisplay starrte. Es wäre leichter gewesen, sich an sein Gesicht über ihrem zu erinnern, an das dünne grau-braune Haar, durch das sie mit den Fingern gefahren war und das er etwas zu lang trug, dafür dass es schon recht licht war. An ihre Verblüffung über die Jungenhaftigkeit seines Gesichts, das sie zuvor nie ohne die schwarz eingefasste Brille gesehen hatte, und über die Tatsache, dass sie wirklich mit ihrem Professor in dessen Hotelbett gestolpert war. Und dass es ihr gefallen hatte. Dass er ihr gefallen hatte, obwohl er optisch wirklich nicht ihr Typ war und mit Ende vierzig sowieso weit außerhalb ihres Altersspektrums. Kein Vergleich mit den Bar- und Club-Jungs, die sie sich manchmal mit in ihre aufgeräumte Wohnung nahm, um ein bisschen Körperchaos in die aseptische Atmosphäre zu bringen. Diese namenlosen, aber wohlriechenden Start-up-Boys mit ihren Projekten und Illusionen und fein abgezirkelten Bärten, für die Sex eine Cardio-Einheit war und die hinterher noch ein paarmal Nachrichten schickten, bevor sie weiter an ihren Plänen arbeiteten, sich von Google kaufen zu lassen und sehr reich zu werden.

Andreas hatte genau eine Nachricht geschickt nach der Sache in Marbach vor zwei Monaten und die klebte nun wie eine kryptische Inschrift unter dem blöden »A«:

»na sowas«

Er hatte sie am nächsten Morgen geschickt, als Hannah längst wieder in ihrem eigenen Bett lag, und den Rest der Exkursion hatte er so getan, als wäre nichts passiert.

»Leck mich doch!«, dachte Hannah jedes Mal, wenn sie auf die »na sowas«-Sprechblase schaute. »na sowas«. Was sollte das denn heißen?

Huch, ich schlafe sonst ja nicht mit meinen Studentinnen, weiß auch nicht, wie das passieren konnte? (Wer's glaubt …)

Hey, das war toll, lass uns das bei Gelegenheit wieder machen? (Hätte er dann ja aber auch genau so schreiben können.)

Haha, interessanter kleiner Zwischenfall gestern, aber auch nicht der Rede wert, bitte mach mir keine Szene? (Hätte sie ohnehin nicht, sie hatte ja nicht einmal geantwortet.)

Du, ich bin vollkommen überwältigt und muss das jetzt alles erst mal einordnen? (Ach, leck mich doch.)

Vom ersten Semester an hatte Hannah Andreas Sonthausen bewundert, ohne jeden Hintergedanken. Sie bewunderte ihn für seinen melancholischen Witz, die Art und Weise, wie er sich im Hörsaal in Rage reden konnte, überhaupt dafür, dass er ein Thema hatte, das ihn so brennend interessierte, und dass er in der Lage war, seine Zuhörer ebenso dafür zu interessieren. Sie bewunderte die amüsierte Herablassung, mit der er die üblichen Schleimer und Schwätzer in seinen Seminaren auflaufen ließ, sie mochte, wie er sich beim Nachdenken mit Mittel- und

Ringfinger die Augenbrauen glatt strich. Und sie mochte sein freundliches Interesse an ihr. Sie hatte keine Ahnung, was sie nach ihrem Abschluss tun sollte, und hatte eher halbherzig über eine Promotion nachgedacht – und er hatte sie ermutigt. Dabei war Halbherzigkeit wirklich Gift für jedes Promotionsvorhaben, das wusste Hannah. Und Andreas, ihr Doktorvater, wusste es erst recht, hatte ihr aber trotzdem ein besonders freundliches Gutachten für ein Promotionsstipendium geschrieben. Sie hatte sich kaum Chancen auf die Mitarbeiterstelle bei ihm ausgerechnet, denn sie war nicht gerade eine seiner präsentesten oder besten Doktorandinnen – und sie hatte die Stelle trotzdem bekommen.

Nie war Andreas Sonthausen auch nur eine Spur zweideutig gewesen, nie hatte er Hannah in einer Weise angesehen, die ihr merkwürdig vorgekommen wäre, nie hatte sie sich zweideutige Gedanken über ihn gemacht. Alles war gut und vollkommen normal gewesen. Bis sie Andreas auf diese Reise nach Marbach begleitet hatte, wo er Archivmaterial sichten und einen Vortrag halten sollte und Hannah gefragt hatte, ob sie nicht mitkommen wolle, ein Kollege aus dem Fachbereich habe abgesagt und das zweite Hotelzimmer sei nicht zu stornieren und schließlich müsse sie für ihre Diss ja sicher auch ins Archiv.

Und dann hatten sie an der kleinen Hotelbar noch etwas getrunken, nachdem Andreas den ganzen Tag schweigsam und abwesend gewirkt hatte. Er hatte ein bisschen was erzählt von seinem neuesten Buch, mit dem er nicht so recht vorankam, von Förderanträgen für Forschungsprojekte, die viel zu viel Zeit beanspruchten, und wie sehr er manchmal seine Frau beneidete, die eine Galerie in der Auguststraße hatte und dort junge, angesagte Künstler ausstellte,

sich also mit dem Leben und den Lebenden beschäftigte und nicht mit Theorie.

Hannah hatte ihm nach drei Gin Tonic noch geholfen, Unterlagen auf sein Hotelzimmer zu bringen, und dann hatte Andreas Sonthausen sie eben doch so angesehen. Anders angesehen. Mit einem Blick, der bodenlos und traurig war und den sie viel zu lang erwidert hatte. Und als er einen Schritt auf sie zugemacht hatte – oder vielleicht auch nur einen Schritt vage in ihre Richtung, um ihr die Zimmertür aufzuhalten, so ganz sicher war sie sich hinterher nicht mehr, hatte sie ihn geküsst. Oder er sie. So genau war das nicht mehr zu sagen, sie waren irgendwie ineinander gestolpert, und es hatte sich gut genug angefühlt, um kurz zu vergessen, dass das alles keine gute Idee war.

Sie hatten eine Weile knutschend im Hotelzimmerflur gestanden, und dann hatte Hannah begonnen, ihm das schwarze Hemd aufzuknöpfen, und er hatte ihr den Pullover über den Kopf gezogen, und dann mussten sie lachen, weil Hannah vergessen hatte, sich ihre Chucks auszuziehen, bevor sie versucht hatte, aus ihrer Hose zu schlüpfen, und nun hing sie fest, ein Hosenbein auf links gedreht, und Andreas kniete sich vor sie und knüpfte ihr die Schnürsenkel auf. Sehr fürsorglich.

Warum das mit dem spontanen Sex in Hotelzimmern nicht so laufen konnte wie im Film, fragte sich Hannah, wo sich beide Schauspieler auf dem Weg vom Fahrstuhl bis ins Hotelbett so locker und selbstvergessen ihrer Kleidung entledigten und nie an Schuhen hängen blieben oder sich die Fingernägel an Gürtelschnallen abbrachen. Aber nun war auch alles egal, sie hatten es beide halbwegs nackt aufs Bett geschafft, im Badezimmer rauschte die Belüftung und im Fernsehen lief ein Bildschirmschoner mit Fotos von der

Hotellobby und dem Frühstücksbuffet. Hannah lag auf dem Rücken, der Gin machte alles angenehm luftig in ihrem Kopf, und Andreas tat irgendwas rund um ihren Bauchnabel, was sich gut anfühlte.

In den Wochen nach der Nacht in Marbach hatte Andreas Sonthausen sie mit dem gleichen freundlich-distanzierten Interesse bedacht wie zuvor. Als wäre überhaupt nichts geschehen. Kein wissender Blick, keine Andeutung, er hatte sie noch nicht einmal gemieden. Diese verfluchte »na sowas«-Nachricht in ihrem Handy war der einzige Beleg dafür, dass sich Hannah die Sache mit Andreas nicht komplett eingebildet hatte, und das machte sie wahnsinnig. Sie hatte angefangen, ihn heimlich zu stalken, nicht physisch, eher im Verborgenen. Sie checkte, wann er bei WhatsApp online ging, sie googelte seinen Namen auf der Suche nach Spuren, mied dabei die Berichte über Ausstellungseröffnungen in der Galerie seiner Frau. Sie besorgte sich längst vergriffene Texte aus der Frühphase seiner akademischen Laufbahn, sie blieb länger als notwendig in ihrem kleinen Büro in der germanistischen Fakultät, in der Hoffnung, er könnte noch einmal den Kopf zur Tür reinstecken, was er nie tat. Sie gab sich doppelte Mühe bei ihren Colloquiumsvorträgen und versuchte, in Andreas' Kommentaren irgendeine Anspielung oder eine Botschaft herauszuhören – vergeblich.

Hannah hasste sich für die zunehmend obsessive Art, mit der sie an ihn dachte. Abends beim Einschlafen, in der U-Bahn, in der Bibliothek, zu Hause, wo sie am Küchentisch vor ihrem leeren Word-Dokument saß und nicht anfangen konnte zu schreiben. Sogar samstagnachts, wenn sie allein in die Schraube ging, den Club am Spreeufer zwischen Jannowitzbrücke und dem alten Heizkraftwerk der Stadtbetriebe, um sich den Kopf mit Bass zu füllen und an

nichts zu denken. Selbst dann schob sich Andreas in ihr Bewusstsein.

Und jetzt, im Bus, dann in der U1 in Richtung Kreuzberg, auf dem Weg vom Kotti in ihre Wohnung im zweiten Stock in der Oranienstraße, reifte ein Plan in ihr. Sie hatte nun diesen Brief in der Tasche und bevor sie Evelyn damit konfrontierte, musste sie mit irgendjemandem darüber sprechen, am besten jetzt sofort. Einem Erwachsenen. Oder Erwachsenerem. Ihren Vater hatte sie zuletzt bei ihrer Einschulung gesprochen, ihrer Mutter was an den Grabstein zu quatschen würde nicht ausreichen, diesmal brauchte sie Antworten. Einen Rat. Sie schloss die Wohnungstür auf, nahm ihr Handy aus der Manteltasche, lief über die weiß lackierten Dielen ins Wohnzimmer, zog die Vorhänge zu, so als könnte sie jemand bei etwas Verbotenem beobachten. Setzte sich auf ihr weißes IKEA-Sofa, atmete tief durch, sagte noch einmal laut und für sich »Leck mich doch!« und drückte auf den grünen Hörer neben Andreas' Nummer.

Na sowas, na sowas, na sowas.

4.

Rostock 1926

Das Schönste am Morphium war nicht unbedingt der Rausch. Das Schönste war die Vorfreude. Die Minuten, bevor Trude die Spritze setzte, das Wissen, dass sie sich nun mit Wonne in den Abgrund ihres Unglücks werfen durfte. Noch einmal all die schlimmen Gedanken denken, den Schmerz fühlen, sich suhlen in der Vergeblichkeit ihrer unerfüllbaren Sehnsucht – wissend, dass sich kurz vor dem Aufschlag der rettende Fallschirm der Droge aufspannen würde.

Die Spritze hatte Trude schon aufgezogen und zusammen mit dem Stauschlauch neben die Schüssel gelegt, in der die anderen Instrumente sterilisiert werden mussten. Die leere Morphiumampulle hatte sie in die Tasche ihres Schwesternkittels gleiten lassen, um sie später auf dem Nachhauseweg heimlich hinter irgendeine Hecke zu werfen. Noch war es nicht so weit, noch hatte sie zu tun, aber die Spritze wartete dort auf sie wie der Nachtisch nach einem faden Essen.

Doktor Klausen war längst gegangen und hatte ihr die Praxis überlassen, damit sie in Ruhe aufräumen konnte. Saß jetzt sicher zu Hause bei seiner Frau, die er nicht verlassen würde. Niemals, er hatte es gerade heute wieder

gesagt. Aber das hatte er schon so oft. Hatte schon so oft in seinem gestärkten weißen Arztkittel vor ihr gestanden und ihr gesagt, dass das alles aufhören müsse, dass sie beide damit aufhören müssten, mit dem Morphium und allem, was es in ihnen auslöste, die selbstvergessenen Momente im Behandlungszimmer nach dem Ende der Sprechstunde, wenn ihnen beiden alles so irritierend gleichgültig war.

Trude wusste ganz genau, dass das alles nicht aufhören würde, sie und er, das war etwas Besonderes. Sie hatten eine gemeinsame Bestimmung und eine Geschichte. War seine Frau etwa an seiner Seite gewesen, im Lazarett in den Masuren? Hatte sie ihn etwa nachts getröstet, wenn er vom vielen Amputieren zu aufgewühlt war, um zu schlafen? Hatte sie ihm das verkrustete Blut aus den Haaren gewaschen, nach einem Tag am Operationstisch? Hatte sie etwa die Schreie und das Stöhnen gehört und die Hoffnungslosigkeit der jungen Männer gespürt, die entweder starben oder wieder notdürftig zusammengeflickt an die Front geschickt wurden, wenn sie nicht zu Zitterern geworden waren?

Trude war ein Engel gewesen, an ihrer weißen Schwesterntracht klebten unsichtbare Flügel. Sie hatte so viele Hände gehalten und Schwüre abgenommen und so getan, als würde sie letzte Worte notieren, um sie irgendwelchen Verlobten oder Müttern zu schicken. Vor allem aber war sie der Engel mit der Spritze. Der rettenden Morphiumspritze, die den Schmerz nahm und den Frieden brachte und diese unschuldige Euphorie. Wer hätte es ihnen beiden verdenken sollen, dass sie in all dem stinkenden Elend nicht auch einmal ein bisschen Frieden finden wollten, zumal er so einfach zu haben war: Ein Schlüssel zum

Medizinschrank, eine gute Vene, und binnen Sekunden fühlte man sich, als sei man im Innersten mit Samt ausgeschlagen.

Doktor Klausen war bei alldem disziplinierter gewesen als sie, das musste Trude zugeben. Er hatte Prinzipien, das liebte sie ja so an ihm, er spritzte niemals selbst. Er ließ sich lieber von Trude verarzten, einmal die Woche, an ihrem verabredeten Tag, wenn sie beide länger in der Praxis im Rostocker Westen blieben. Da durfte sie wieder der Engel sein, erst für ihn, dann für sich selbst. Eine Stunde warmweiche Lust, bevor er nach Hause ging zu seiner Frau und den Kindern und sie zu sich, wo niemand wartete, außer dem Geist ihrer Mutter, der sie aus der Zimmerecke anstarrte. Bis dahin hatte die Wirkung des Morphiums in der Regel nachgelassen, gerade noch hatte sie Doktor Klausen in fröhlicher Gleichgültigkeit mit einem langen Kuss verabschiedet, in ihrem Zimmer im ersten Stock ihres Elternhauses musste sie sich dann so schnell wie möglich schlafen legen, um die beißende Einsamkeit nicht zu lange zu spüren.

Heute war nicht ihr gemeinsamer Tag, heute gehörte das Morphium Trude ganz allein. Eine Weile hatte sie sich an die Regel gehalten: Einmal in der Woche, keinesfalls öfter, man konnte sonst irgendwann nicht mehr verzichten. Aber verzichtete sie nicht schon auf so viel anderes? Inzwischen spritzte sie sich einmal am Tag, immer abends nach der Sprechstunde. Die Nadel war steril, und sie achtete darauf, dass sich die Stiche nicht entzündeten, sie hatte das im Griff, sie war schließlich vom Fach. Sie war nicht wie die Krüppel, die versuchten, Doktor Klausen die Rezeptblöcke vom Schreibtisch zu stehlen. Die bettelten und jammerten und kaltschweißig zitterten, weil sie ohne Morphium nicht

mehr sein konnten. Die neben Gliedmaßen im Krieg auch noch Ehen und Besitz verloren hatten. Nein, eine von diesen ehrlosen Kreaturen war sie nicht, sie hatte alles unter Kontrolle.

Trude zog die Laken von der Behandlungsliege und holte neue aus dem Schrank, steckte ihre Nase dabei in Doktor Klausens Ersatzhemden, die dort aufgereiht auf hölzernen Kleiderbügeln hingen und nach einer Mischung aus Waschmittel, Pfeifentabak und Formaldehyd rochen.

In einer halben Stunde würde ihr Bruder da sein, um sie abzuholen, weil er etwas Wichtiges mit ihr zu besprechen hatte. Konnte ja nur um Senta gehen. Wie immer, wenn Trude ihrem Bruder Ulrich ein Ohr leihen musste, weil er mit keinem seiner Freunde darüber sprechen konnte.

Ulrich war das beste Beispiel dafür, wie die falsche Frau aus einem Mann eine Witzfigur machen konnte, und Trude hatte es von Anfang an gewusst. Dieses Mädchen, das sich ihrem Bruder an den Hals geworfen und sich von ihm ein Kind hatte machen lassen, seine Arglosigkeit ausgenutzt und auf seinen Edelmut gebaut hatte. Jeder hätte verstanden, wenn er sie nicht geheiratet hätte, die dunkle Bohnenstange ohne nennenswerte Familie. Keine Partie für einen wie ihn. Er hätte jede haben können und war doch dumm genug gewesen, hier den Ehrenmann zu spielen. Trude bekam sofort feuchte Augen bei dem Gedanken an die Hochzeit, hastig arrangiert, bevor man den Bauch zu deutlich sah. Senta mit ihren dämlich glotzenden Schwestern und der stillen Mutter, die sie so durchdringend angesehen hatte, als könnte sie Trudes Gedanken lesen. Alle in selbst genähten Kleidern aus billigem Tuch. Die sich an den Pasteten und den Spanferkeln satt gefressen hatten, die Ulrich spendiert hatte, schließlich gab es ja keinen Brautvater, der

das hätte übernehmen können. Lumpenpack. Das nun zur Familie gehören sollte.

Kein halbes Jahr nach der Hochzeit war Mutter gestorben, zu groß war der Kummer über das Unglück des Sohnes, der so viel geopfert hatte fürs Vaterland und nun gebunden war an ein Mädchen, das nicht mal einen Haushalt führen konnte. Die die ungewaschene Wäsche aufbügelte und zurück in den Schrank legte, Trude hatte es selbst gesehen. Senta, wie sie mit erloschenem Blick und nachlässig hochgebundenen Haaren das Bügeleisen auf Ulrichs Hemden presste, als wollte sie jemanden bestrafen. Die nichts von dem rosigen Glimmen an sich hatte, das schwangere Frauen sonst umgab. Die in der Küche in Tränen ausbrach, weil ihr nichts gelang, nicht mal ein simples Schmorfleisch, und weil hinterher Töpfe und Pfannen verbrannt und verkrustet waren und alles in größter Unordnung war.

Und dann die Geburt. Da hatte ihr Ulrich ein Kind geschenkt und diese dumme Gans weigerte sich, es zu gebären. Trude hatte wirklich versucht, mit Senta schwesterlich zu sein, ihr Sympathie und Geduld und Großmut entgegenzubringen. Und natürlich hatte sie sich der Bitte ihres Bruders nicht verweigert, bei der Geburt zu helfen und der Hebamme zur Hand zu gehen, die sich alle Mühe gab, Senta zum Pressen zu bewegen. Aber nein, das Mädchen wimmerte und schrie sich lieber die Seele aus dem Leib, kein bisschen Würde und Anstand wahrte sie, so als wäre sie die erste Frau auf der Welt, die ein Kind bekam. Diesen völlig natürlichen Vorgang durch übertriebene Wehleidigkeit zu erschweren, das war typisch für Senta. Nach sieben Stunden in den Wehen hatte Trude durchgreifen müssen und Senta angeschrien, jetzt sei es aber mal gut, jetzt müsse sie eben etwas arbeiten für ihr Glück, verdammt noch mal,

wo ihr doch sonst alles buchstäblich in den Schoß gefallen sei, und dann endlich, nur vier oder fünf Presswehen später, kam Evelyn.

Rot und schrumpelig und mit heiseren Schreien, die fast wie Fauchen klangen, hatte sie in Trudes Armen gelegen, während sich die Hebamme um die Nachgeburt kümmerte und Senta mit leeren Augen an die Wand guckte. Trude hatte das Mädchen gebadet und in ein Handtuch gewickelt und dabei ein altes Schlaflied gesummt. Das Kind hatte sie mit seinem milchigen Blick fixiert, und Trude hatte zurückgeschaut und gedacht: »Du solltest mir gehören«, bevor sie ihren Bruder aus der Küche holte. Der hatte dort nervös rauchend am Tisch gesessen und gewartet, und als Trude ihm sagte, dass es ein Mädchen sei, nahm er noch einen tiefen, resignierten letzten Zug.

Drei Jahre war das nun her. Drei Jahre, in denen Trude Senta beim Scheitern zusehen musste. Senta hatte erst zu wenig Milch, dann eine Brustentzündung, Evelyn schrie viel und Senta weinte stumm. Schaute ihr Kind an, als wüsste sie auch nicht, was ihr da nun eigentlich widerfahren war. Senta wickelte und badete und fütterte die kleine Evelyn zwar nicht lieblos, aber doch abwesend, als wäre sie mit den Gedanken ganz woanders. Und wenn Ulrich in der Nähe war, zwang sie sich zu freundlicher Heiterkeit, die ihr sofort aus dem Gesicht fiel, sobald er das Zimmer verließ. Senta spielte das Ehefrau- und Muttersein, so wie man als Kind »Familie« spielte. Sie verbarg sich. Nur einmal hatte Trude ihre Schwägerin so richtig gelöst gesehen und das war, als sie zufällig dabei war, als das Telefon klingelte und Senta mit roten Wangen und zitternder Stimme mit einer Freundin in Berlin gesprochen hatte, die da wohl schon seit einer Weile lebte – unter welchen

Umständen, das mochte Trude sich gar nicht vorstellen, man hörte ja so einiges.

Evelyn dagegen war Trudes Augenstern. Optisch schlug sie mit ihren schwarzen Haaren zwar nach der Mutter, aber das Gemüt, den starken Charakter, den hatte sie vom Vater. Wie sie sich stundenlang friedlich in einer Ecke sitzend mit ihrer Puppe beschäftigen konnte, diese aber entschlossen verteidigte, wenn der Nachbarshund auf der Straße danach schnappte. Knapp drei Jahre alt und schon eine Kämpferin. Trude war absolut davon überzeugt, dass sie dem Kind die bessere Mutter gewesen wäre. Gut, das war nicht schwierig. Aber es war ja nun mal auch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, dass Senta all das häusliche Glück so gar nicht zu schätzen wusste. Sondern seit drei Jahren mit dieser sauertöpfischen Dumpfheit durch den Tag ging. Und keine Anstalten machte, erneut schwanger zu werden, so langsam wäre es ja nun an der Zeit.

Apropos Zeit: Der Hunger und die innere Unruhe waren nun nicht mehr zu leugnen, und länger aufschieben würde sie die Spritze nicht können, Ulrich würde sicher bald hier sein. Die Praxis war aufgeräumt und vorbereitet für den nächsten Tag, Trude hatte sich ihre Medizin mehr als verdient. Der schwere Sessel hinter Doktor Klausens Schreibtisch war der beste Platz, um den Stauschlauch festzuziehen und die Spritze zu setzen und den Kopf für eine Weile nach hinten in die Mulde zwischen Rückenlehne und Sesselohr zu schmiegen. Trude drückte sich die gelbliche Flüssigkeit in die linke Armbeuge, löste den Schlauch, den sie fest um ihren Oberarm gezogen hatte, und ließ sich in die Umarmung des Sessels fallen. Samtweiches goldenes Glück schwappte durch ihren Körper, nur kurz die Augen zumachen, dachte sie …

… nur kurz …

Und dann wie im Nebel Ulrichs Gesicht über ihrem, warum guckst du so traurig, liebster Bruder, hab ich die Tür nicht zugemacht? Nein, mir geht es gut, ganz wunderbar, lass die Spritze doch einfach liegen, es ist nur eine Spritze, Ulrich, was schaust du so grimmig, es ist doch alles schön. Alles ist schön und leicht, schau mal, wir sind doch wie Engel, wir zwei, nur dass ich kein Flugzeug brauche, ich flieg auch so. Nun zieh doch nicht so, Ulrich, zieh mich doch nicht so vor die Tür, ich komme ja, ich fliege mit dir den Gehsteig entlang, hui, wie leicht alles ist. Alles ist wunderbar, und ich hör gar nicht so richtig, was du da sagst. Dass ich mich lächerlich mache mit dieser Affenliebe zu einem verheirateten Arzt. Lächerlich? Das ist mir egal, alles ist Liebe und Wärme und Wonne, warum damit aufhören, Bruderherz, warum? Wo es doch so schön ist und niemandem wehtut? Was weißt du schon, wie schnell etwas unentbehrlich wird, wie schnell man nicht mehr ohne kann, selbst wenn es nur ein bisschen Zuneigung ist von einem Mann, der einem nicht gehört. Was sagst du, Senta geht weg? Schön, ja, wunderbar, das soll sie tun, weggehen, einfach weggehen, so als wäre sie nie hier gewesen. Ach, Brüderchen, nimm es nicht schwer, du wirst leichter sein ohne sie, es wird wieder wie Fliegen sein, so viel Freiheit.

Und dann hatte Ulrich ihr eine geklebt. Einmal rechts, einmal links, das hatte er schon lange nicht mehr getan, nicht, seit sie beide Kinder gewesen waren. Der physische Schmerz war nicht der Rede wert, aber der harte Aufschlag im klaren Bewusstsein, der schmerzte. Der sanfte Nebel war nun beinahe verschwunden, und Trude sah ihren Bruder in all

seiner Wut. Wie ihm der Unterkiefer zitterte, die Zähne fest aufeinandergepresst, die blauen Augen starr.

»Das hört jetzt auf. Jetzt. Auf der Stelle«, sagte er, so ruhig er konnte. »Du wirst keinen Tag länger für diesen Mann arbeiten. Du wirst nie wieder dieses Zeug nehmen. Du wirst weggehen aus Rostock und dich zusammenreißen und für Evelyn sorgen.«

Evelyn. Wieso Evelyn? Ulrich packte seine Schwester fest an den Schultern und sah ihr gerade ins Gesicht, mitten hinein in die immer noch winzigen Pupillen. »Senta will weg. Wir werden uns scheiden lassen, Trude. So schnell wie möglich. Aber meine Tochter kriegt sie nicht.« Ein hartes Schlucken und ein kurzer Blick zur Seite, dann fixierte er sie erneut. »Sie ist klein genug, um ihre Mutter schnell zu vergessen. Du wirst für sie sorgen und sie großziehen, und zwar weit weg von diesem Quacksalber, für den du nichts weiter als eine Hure bist.«

Trude wollte nach Hause, in den Schutz ihrer Zimmerhöhle, Vorhänge zuziehen, früh schlafen. Vor allem wollte sie allein sein. Aber Ulrich hatte sie fest untergehakt und zog sie die Straßen entlang, bis zu ihrem gemeinsamen Elternhaus, in dem Trude nun allein wohnte und das unbehaust und ein bisschen heruntergekommen wirkte, seit ihre Eltern tot waren. Er würde ein paar Tage hier übernachten, hatte Ulrich gesagt, bis alles geregelt sei. Vor allem schnell solle es gehen, sagte er, je schneller, desto besser. Die ganze Sache mit Senta sei ein Fehler gewesen, den er nun korrigieren würde. Nicht lang fackeln, Entscheidungen treffen, handeln – war es nicht das, was ihn als Soldat ausgezeichnet hatte?

Die Wohnzimmermöbel hatte Trude mit weißen Laken zugehängt, sie nutzte den Raum ohnehin nicht. Aber Ulrich

war zielstrebig hineinmarschiert, hatte die Stehlampe angemacht und das Laken von einem der beiden Sofas gezogen – hier würde er schlafen. Dann war er zur staubigen Wohnzimmervitrine gegangen und hatte eine Flasche Klaren und zwei Gläser herausgeholt und sich und seiner Schwester am Küchentisch je ein Schnapsglas vollgeschenkt. Trude trank ihres in einem Zug aus. Der Schnaps half gegen die Leere und die kalte Klarheit nach dem Morphiumrausch.

»Du blutest«, sagte Ulrich von der anderen Seite des Tisches, während er sein eigenes Schnapsglas noch einmal bis zum Rand füllte. Jetzt sah Trude es auch: Eine lange rote Blutspur lief ihr über die rechte Hand. In der Tasche ihres Schwesternkittels war die gläserne Morphiumampulle in winzige Scherben zerborsten.

5.

Am Morgen nach dem Telefongespräch mit Andreas lag Hannah in ihrem Bett und schwor sich, nie wieder zu telefonieren. Jedenfalls nicht, wenn es wichtig war. Sie hätte nachdenken und eine E-Mail schreiben sollen, wenn überhaupt. Aber nein, sie war eine Idiotin, die sich unentwegt in idiotische Situationen brachte. Was für eine brutal dämliche Kackidee, am frühen Abend ihren Prof auf dem Handy anzurufen. Wegen eines Briefs. Den sie in Wahrheit nur als Vorwand nutzte, um seine Stimme zu hören. Und um sich ein bisschen interessant zu machen.

»Hannah. Na, so was!«, hatte er sich gemeldet, und Hannah hatte kurz schrill aufgelacht und dann nach Fassung gerungen. Sich umständlich für die Störung entschuldigt und versucht zu erklären, warum sie anrief. Noch während sie das erklärte, war ihr klar geworden, wie absurd das war. Was hatte sie denn erwartet? Dass er bei ihr vorbeikommen würde? Dass er genau wüsste, was jetzt zu tun sei? Dass er ihr würde sagen können, wie sie mit ihrer Großmutter über das Erbe eines jüdischen Kunstvermögens reden sollte, mit dem sie offenbar nichts zu tun haben wollte?

»Das klingt wirklich spannend, Hannah. Aber ich weiß nicht genau, wie ich dir da helfen kann«, hatte Andreas

gesagt. Und Hannah hatte geantwortet: »Ich brauche einfach nur … einen väterlichen Rat.«

Väterlicher Rat. O Gott, sie hatte es genau so gesagt. Und dann gehört, wie Andreas lange ausatmete. »Ja, gut, ich denke mal darüber nach. Warum rufst du nicht einfach bei dieser Kanzlei mal an und fragst die?«

Väterlicher Rat. Väterlicher Rat. Wie eine Abrissbirne donnerte das in Hannahs Magen umher, jedes Mal, wenn sie in der Nacht im Halbschlaf daran gedacht hatte. Herzlich willkommen in Hannah Borowskis Proseminar zum Thema »Wie man sich nicht für eine Affäre mit einem älteren Mann empfiehlt«. Heute sprechen wir über Daddy-Issues und darüber, wie uns ein leiblicher Vater, der nie etwas mit uns zu tun haben wollte, in unseren Liebesbeziehungen prägt. Wenn Sie, liebe Studierende, das Produkt einer heimlichen Affäre Ihrer Mutter mit einem verheirateten Mann sind, so wie ich, dann werden Sie schon früh in Ihrem Leben die Erfahrung gemacht haben zu stören. Sie sind ein Kostenfaktor und das buchstäblich fleischgewordene schlechte Gewissen. Sie sind die Erinnerung an einen fatalen Fehler, nein, Moment, das formuliere ich noch einmal präziser: Sie SIND der fatale Fehler. Sie sind das, was keiner wissen darf. Sie sind die scharfe Waffe in der Hand Ihrer Mutter, wenn sie mit Ihnen stundenlang auf einer Parkbank vor einer Gründerzeitvilla in Zehlendorf sitzt und auf die geschlossene Tür starrt, so lange, bis ein wütender Mann, der Ihnen fremd und vertraut zugleich vorkommt, die Tür öffnet, die Treppe herunterkommt, die Straße überquert und sagt, dass es nun aber langsam mal gut sei und was denn noch, bitte schön, er zahle regelmäßig und wünsche keinen Kontakt und verbiete Ihrer Mutter, hier weiter aufzutauchen und ihn und seine Familie zu belästigen.

Denn da gehören Sie nicht dazu, zu seiner Familie, das ist klar.

Möglicherweise haben Sie, auch auf Drängen Ihrer Mutter, ein paar Jahre lang immer kurz vor Weihnachten noch ein hübsches Bild gemalt und »Für Papa« draufgekrakelt, aber nie eine Antwort bekommen. Bis auf den Tag Ihrer Einschulung, da hatten Sie ein besonders hübsches Kleid an und eine Schultüte mit Schmetterlingen drauf im Arm und vor dem Schultor drückt Ihnen plötzlich ein fremder Mann ein kleines Geschenk in die Hand und sagt: »Alles Gute für dich.« Und in dem Papier ist ein lilafarbener Stifthalter mit einem ALF drauf, der »Null Problemo!« sagt, und der steht immer noch auf Ihrem Schreibtisch, weil es das erste und einzige Zeugnis von Beachtung ist. Wenn Sie, liebe Studierende, nun als einigermaßen erwachsene Menschen Sex mit einem deutlich älteren Mann haben und Sie hätten gern, dass sich das noch einmal wiederholt, dann vermeiden Sie unbedingt das Wort »väterlich«, denn dieser Mann möchte ja – wenn überhaupt – Ihr Liebhaber sein und kein Vaterersatz und beides geht nun mal nicht zusammen, und wenn doch, o Gott, das wäre schon ziemlich krank, bitte suchen Sie sich einen Therapeuten und lesen Sie unbedingt den Reader, den ich Ihnen zusammenkopiert habe, bis nächste Woche, schönen Tag noch.

Hannah starrte auf die drei bedruckten Leinwände, die sie dem Kopfende gegenüber an die Wand gehängt hatte, für den ersten Blick gleich nach dem Aufwachen: Kiesel, Herbstlaub und Muscheln – ein Triptychon des schlechten Geschmacks, direkt aus der IKEA-Dekoabteilung. Es half dabei, die besonders coolen Start-up-Boys morgens so früh wie möglich aus ihrem Bett zu vertreiben, bevor sie mit ihnen hätte reden müssen. Aber das war nur ein

willkommener Nebeneffekt, Hannah mochte die freundlich-verbindliche Vorstadt-Fertighaus-Heimeligkeit, die von ihnen ausging. Das waren genau die Bilder, die glückliche Menschen in ihre Kleinfamiliennester hängten, in den Flur oder ins Badezimmer. Wenn Hannah auf die Kiesel, die Muscheln und das Herbstlaub starrte, konnte sie den Filterkaffee und das frische Toastbrot eines Sonntagsfrühstücks riechen oder sich fühlen wie ein Kind im Ostseeurlaub, von Papa nach dem Toben in der Brandung in einen Frotteebademantel gehüllt, auf der Decke unterm Sonnenschirm Käsestullen essend. Sie konnte sich vorstellen, wie es wäre, mit jemandem Hand in Hand und in farblich aufeinander abgestimmten Funktionsjacken durch einen Herbstwald zu spazieren, und irgendwo lief noch ein Golden Retriever durchs Bild, wie in einer verdammten Tchibo-Werbung. So was wie stinknormales Zu-Hause-Sein. Andere Leute meditierten oder stickten sich Sinnsprüche in Sofakissen oder machten ein riesen Gewese um ihren Morgenkaffee – sie starrte auf Kieselsteine, Herbstlaub und Muscheln, so lange, bis die quälenden Nachtgedanken verschwunden waren und sie sich aufraffen konnte, den Tag zu beginnen.

Und jetzt würde sie tatsächlich langsam aufstehen müssen, von zehn bis zwölf war ihre Schicht in der Erstsemesterberatung und sie war schon spät dran. Heute war wirklich nicht der Tag, an dem sie irgendwen ermutigen wollte, Germanistik zu studieren, und sie hoffte, dass heute nur ein paar Zweifler kämen, die sie darin bestärken konnte, das Studienfach zu wechseln, vielleicht doch Medizin zu studieren oder Astrophysik. Oder die Uni einfach ganz zu schmeißen für eine Ausbildung oder um mit der Band endlich durchzustarten oder als DJ reich zu werden. Aber

meistens saßen bei ihr eher blasse neunzehnjährige Mädchen, die mit der Auswahl ihrer Bachelor-Module nicht zurechtkamen oder darüber nachdachten, vielleicht lieber gleich auf Lehramt zu studieren, weil die Eltern gesagt hatten: Da hast du was Sicheres.

Was sollte sie denen heute sagen, außer: Schau mich an, ich war genau wie du, keinen Plan von gar nichts, keine Idee von meiner Zukunft oder was mir Spaß machen könnte oder wo meine Stärken liegen. Keine Idee von mir selbst, außer dass ich gern lese, also studiert man halt Germanistik und dann noch Soziologie und Ethnologie im Nebenfach, weil man die Patschuli-getränkte Luft und die friedliche Atmosphäre im Eine-Welt-Laden so mag und mal einen Salsakurs gemacht hat und glaubt, das habe irgendetwas miteinander zu tun. Und klar, das tut nicht weh, das machen viele, und du hoffst, dass irgendwann die große Idee kommt, was du mit deinem Leben eigentlich anfangen möchtest. Aber meistens kommt die eben nicht und dann studiert man, so lange es geht, und mogelt sich so durch und fängt dann an zu promovieren und plötzlich ist man nicht mehr neunzehn, sondern siebenundzwanzig und hat immer noch keine Idee. Überleg es dir gut, ob du so werden willst wie ich, Puppe, mach lieber was anderes.

In der U1 in Richtung Uni ließen die Abrissbirnenschläge in Hannahs Bauch langsam nach. Andreas hatte mittwochs keine Vorlesungen oder Seminare und arbeitete dann meistens von zu Hause, irgendwo in Charlottenburg, sie würde ihm also nicht begegnen. Sie stieg Dahlem-Dorf aus und lief in Richtung »Silberlaube«, dem grau verschalten Klotz, der zusammen mit der »Rostlaube« das zentrale Gebäude der Freien Universität bildete. Auf dem Zettel an der Tür zu

ihrem Büro standen keine Namen, es hatte also offenbar gerade niemand Beratungsbedarf, das Semester war erst zwei Wochen alt, die allerersten Fragen hatten sich inzwischen von selbst erledigt und die Zweifel waren noch nicht nagend genug. Falls nicht spontan jemand kommen würde, hatte Hannah zwei Stunden Ruhe. Sie warf die Kaffeemaschine an, klappte ihren Laptop auf und schrieb aus reiner Gewohnheit »Andreas Sonthausen« in das Google-Suchfeld. Löschte es wieder. Atmete tief durch. Und dann fiel ihr ein, dass Andreas ihr ja tatsächlich einen Rat gegeben hatte. Den sie jetzt einfach befolgen würde. Sie holte den Brief aus ihrer Tasche und strich ihn vorsichtig glatt.

Aaron Cohen, Restitution-Research.

Nein, anrufen würde sie da ganz bestimmt nicht. Aber eine E-Mail schreiben, sich als Enkeltochter von Evelyn Borowski zu erkennen geben und mal nachfragen, was es mit der ganzen Sache auf sich hatte, das konnte sie schon.

Die Antwort aus Tel Aviv kam schneller, als Hannah erwartet hatte. Man dürfe ihr leider keine Auskunft erteilen, es sei denn, sie bekomme eine schriftliche Vollmacht von ihrer Großmutter, dass sie sie in dieser Angelegenheit vertrete. Ein entsprechend formuliertes Musterschreiben war der E-Mail beigefügt, das unterschrieben im Original und per Post an die Kanzlei gesendet werden müsse. Dann werde man sich umgehend melden. Und noch einmal die Versicherung: Kosten würden auf Hannahs oder Evelyns Seite keine entstehen, erst bei erfolgreicher Vermögensrestitution werde eine Provision fällig.

Hannah öffnete das Formular, setzte ihren und Evelyns Namen in die freien Stellen und klickte auf Drucken. Bis nächste Woche würde sie das Ding nicht mit sich herumschleppen, der Tag war eh gelaufen, also konnte sie auch

gleich ins Westend fahren, zu ihrer Großmutter, und die Sache hinter sich bringen.

»Dachte ich mir schon, dass du das bist«, sagte Evelyn missmutig, als sie Hannah eine Stunde später die Tür öffnete.

Hannah war klar, dass sie ungelegen kam, es war kurz nach dem Mittagessen und wahrscheinlich hätte Evelyn nun einen kleinen Mittagsschlaf gemacht oder eine Kochshow geguckt oder was auch immer gerade die von ihr bevorzugte Art und Weise war, den Tag rumzukriegen. Musste sie heute eben mal drauf verzichten, dachte Hannah. Selbst schuld.

Evelyn setzte sich schnaubend zurück in ihren Sessel. »Ich hab doch gesagt, ich will damit nichts zu tun haben«, sagte sie.

»Hab ich verstanden, Omi, deshalb habe ich dir hier ein Formular mitgebracht, das musst du unterschreiben, dann kann ich mich in deinem Namen um alles kümmern und mit diesen israelischen Anwälten reden. Du musst dann damit gar nichts zu tun haben. Aber ein bisschen was dazu sagen könntest du schon.«

»Es gibt nichts zu sagen, Kind.«

»Wie, was, da gibt's nichts zu sagen. Jüdisches Kunstvermögen? Weißt du, was das heißt? Ich meine, da geht es ja offenbar um viel Geld. Ich wusste nicht mal, dass wir Juden in der Familie hatten. Das habt ihr mir nie erzählt, ich meine, nicht mal Mama hat je davon gesprochen, dass wir jüdische Vorfahren …«

»Wir haben keine jüdischen Vorfahren«, sagte Evelyn scharf. »Das ist nicht deine Familie, Hannah, und meine ist es auch nicht. Das ist der ganze alte Kram meiner leib-

lichen Mutter, mit dem ich nichts zu tun haben will. Die war nämlich nicht wie deine Mutter, Hannah. Die hat mich nicht verhätschelt und im Tragetuch durch Thailand getragen und was Silvia sonst noch alles mit dir veranstaltet hat. Komm, gib her, das Papier, ich unterschreib dir alles, mach damit, was du willst. Aber ich will nichts davon hören, und ich will auch nicht darüber reden.«

Hannah holte das Formular aus ihrer Tasche und reichte es Evelyn, zusammen mit einem Kugelschreiber. Die unterschrieb, ohne sich auch nur die Brille aufzusetzen.

»Was macht deine Doktorarbeit? Bist du bald fertig? Und hast du eigentlich einen Freund?«

»Das sind die beiden Dinge, über die *ich* gerade nicht reden will, okay, Omi?«, sagte Hannah, ahnend, dass ihre Großmutter das ganz genau wusste und gerade deshalb fragte. Sie hoffte, diesen Besuch ohne das sonst übliche Ritual aus Uhrenaufziehen, Orchideengießen und Jalousienverstellen zu Ende bringen zu können. Und tatsächlich machte ihre Großmutter nur eine wegwerfende Handbewegung, so als wäre Hannah eine Dienstbotin, die gerade ein wenig zu beflissen um ihre Herrschaften herumfeudelte.

»Bis nächste Woche, Omi, ich komm dann wie immer.«

»Bring Folsäure mit und die Ginsengkapseln«, rief Evelyn noch, als sie schon fast aus der Tür war, und Hannah tat so, als hätte sie es nicht gehört.